

Schrei der Stille

REGINA SCHLEHECK



Ein leises Piepen, das sich in die Träume drängelt, erst von ganz weit her, dann immer aufdringlicher. Es ist stockduster. Das Geräusch kommt von der Ladestation. Warum schreit das Telefon auf der Station? Er stemmt sich im Bett hoch und lauscht in die Finsternis. Irgendetwas ist anders. Er kann es hören und sehen. Aber nicht benennen.

Diese Dunkelheit. Sie ist so vollkommen, wie er es nur aus den Jahren seiner Kindheit kennt, als der Wecker jeden Abend mit der Hand aufgezogen wurde, sich morgens schnarrend entlud und nichts mehr von sich gab nach einem letzten ersterbenden Rasseln. Guido langt in das Regal neben dem Bett, dahin, wo das Telefon steht, seine Finger umfassen das Gerät, drücken es in die Station, es hört nicht auf zu piepen, ruft um Hilfe, beharrlich, guit, guit, guit ... Er tastet auf den Noppen herum, die Stelle suchend, die das Telefon zum Schweigen bringt, findet sie, drückt den Daumnagel fest darauf, so lange, bis das Geräusch erstirbt.

Die Stille. Damals gab es immer ein Ticken vom Wohnzimmer her. Und zu jeder halben Stunde einen leisen Gong, zu den vollen Stunden entsprechend vervielfacht. Einmal ... zweimal ... Die Gewissheit, wo man war, wann man war, dass man war. Aber diese Stille ist vollkommen. Ebenso wie die Dunkelheit. Keine sanftrot leuchtenden Ziffern, die ihm verkünden, wo er ist, wann er ist, dass er ist.

Guido setzt sich auf. Natürlich. Ein Stromausfall. Das leise Knarzen der Matratze hilft gegen die Geräuschlosigkeit, die nicht minder in den Ohren dröhnt als das Piepen. Seine Zehen suchen die Hausschuhe vor dem Bett, sie gleiten über die Innensohle, das Synthetikfutter knistert, die Füße wissen, wo sie sind. Guidos Rechte langt nach dem Päckchen Gauloises auf dem Nachtschränkchen. Auch die Finger wissen, wo sie sind und was sie tun. Sie ziehen das Feuerzeug aus der Schachtel, klopfen eine Zigarette heraus, führen sie zum Mund, lassen das Feuerzeug schnappen, eine kurze Flamme, ein tiefer Sog, würziger Rauch, der in die Lunge zieht, die im Schein der Glut vorbeiziehende Atemluft. Er ist.

Und doch ist alles anders.

Die Bilder sind wieder da. Sie kommen mit der Stille und der Dunkelheit, überfallen ihn, trotz glimmender Zigarette, trotz tiefer Lungenzüge, hörbar, spürbar.

Das Kind, das sich in der Dunkelheit aufrichtet, weil da diese Stille ist. Kein Ticken, kein Gong. Irgendetwas hat ihn aus dem Schlaf geholt, ein Ploppen vielleicht? Aber das war doch schon Stunden her. Er weiß es nicht, konnte es auch später nicht sagen, sooft er seinen Kopf durchpflügte nach den Geräuschen jener Nacht. Nur dieser Geruch, der entfernt an etwas Angebranntes erinnerte.

Teppich unter Kinderfüßen, Dielen. Sein Zeh stößt an die Schwelle. Innehalten. Der Geruch ist stärker, aber immer noch nicht festzumachen. Es ist nicht der Geruch des angebrannten Tabaks, der im Wohnzimmer liegt, jetzt schon erkaltet, aber immer noch frisch, kaum ein paar Stunden alt. Er überlagert die tieferen Schichten alten Tabakgeruchs, kältere, ältere, die aus den Polstermöbeln dünsten, aus den Tapeten, dem Perser.

Das Kind wagt nicht sich zu rühren. Warum hatte der Vater die Uhr nicht aufgezogen, wie er es jeden Abend tat, nachdem er die Pfeife beiseite gelegt, die Zeitung raschelnd zusammengefaltet



und die Sprungfedern des Sessels hatte quietschen lassen? Wenn Guido lange genug wach lag, konnte er das Drehen des Uhrenschlüssels hören, die Angeln, wenn der Kasten wieder geschlossen wurde. Aber in jener Nacht hatte er geschlafen. Trotz des Ploppens, das es gegeben haben mochte, gegeben haben musste, irgendwo in seinen Träumen.

Vorsichtig, ganz vorsichtig schleicht das Kind näher, lässt sich von dem Geruch anziehen, bis die vorgestreckten Hände an den Sessel stoßen, daran entlang tasten, einen steifen Körper finden, eine Hand zu fassen suchen, vor einem kühlen metallischen Gegenstand zurückschrecken. „Vater?“ Er scheint zu schlafen, aber man hört keinen Atem. Kinderfinger ertasten das kalte Gesicht, das stoppelige Kinn, die Haare, die Schläfe, spüren Nässe. Guido kann seine Hände nicht sehen in der Dunkelheit. Er führt die Finger zum Mund, tippt mit der Zunge daran. Schmeckt Blut. Schreit. Schreit.

Guido erinnert sich an den Drang die Stille tot zu schreien, der ihn immer wieder überkommen hat, den Drang, die Bilder zum Schweigen zu bringen. Dreißig Jahre lang hat er versucht, die Bilder auszulöschen, auf jede erdenkliche Weise. Er hat sich zugehörnt und betäubt, sich voll gestopft, sich verletzt, andere verletzt, sich verletzten lassen, immer wieder von Neuem. Nun sitzt er da, in der Stille, in der Dunkelheit, mit den Bildern, er raucht, spürt sich nicht.

Wieder steht er auf, fühlt trotz Hausschuhen den Bettvorleger unter seinen Füßen, hört seine Schritte auf dem Kachelboden im Flur, tastet die kalte Klinke der Badezimmertür, das vor- und zurück schnappende Schloss gibt den Weg frei. Er stößt mit dem rechten Fuß an die Schwelle, verharnt.

Kalter Nebel liegt im Zimmer, ein winziger Brandgeruch mischt sich darunter. Guido wendet sich in der Dunkelheit nach rechts, dahin, wo die Badewanne steht, sein Knie stößt an die Kacheln. Langsam beugt er sich über die Wanne. Inhaliert tief und sieht im Glimmen der Zigarette sich selbst, ihn, Guido, in der Wanne sitzen, die bis oben hin mit Wasser gefüllt ist, den Toaster zärtlich umarmend.

Zischend verendet die Zigarette im Wasser.